

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA

Band: 57 (1986)

Heft: 8

Artikel: Der Mensch im Heim und die Kosten : der Mensch im Heim und die Kosten unter dem gesellschaftlichen Aspekt

Autor: Tuggener, Heinrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mensch im Heim und die Kosten

Am 20. März 1986 fand im Landgasthof auf der Halbinsel Au die Jahresversammlung der Vereinigung der Heimleiter VSA Region Zürich statt. Ein ausführlicher Tagungsbericht erschien in der April-Nummer des VSA-Fachblattes. Dort wurde auch der Abdruck der beiden Tagungsreferate angekündigt, die Sie hier in ihrem Wortlaut wiedergegeben finden. Das Thema, zu dem sich die beiden Referenten äusserten, lautete: «Der Mensch im Heim und die Kosten unter dem sozialstaatlichen und gesellschaftlichen Aspekt.» Prof. Dr. Heinrich Tuggener, Professor für Sozialpädagogik an der Universität Zürich, wandte sich mehr dem gesellschaftlichen Aspekt des Problems zu, Regierungsrat Dr. Peter Wiederkehr, Fürsorge- und Gesundheitsdirektor des Kantons Zürich, erläuterte den sozialstaatlichen Aspekt.

Der Mensch im Heim und die Kosten unter dem gesellschaftlichen Aspekt

Von Prof. Dr. Heinrich Tuggener, Zürich

Es besteht kein Zweifel, das Thema könnte zur Weitläufigkeit verführen. Ich strebe daher keine in sich abgerundete Darstellung an. Es geht mir lediglich darum, in einer Folge von Gedankengruppen ausgewählte Probleme meines Themas etwas näher zu beleuchten. Aus zwei Gründen verzichte ich auf eine in sich geschlossene Darstellung:

Erstens ist mir bedeutet worden, dass meine Ausführungen eine Art Einführung in das heutige Tagungsthema darstellen sollten.

Zweitens sehe ich im Hinblick auf die für später vorgesehene Diskussion meine Aufgabe darin, zu dieser Diskussion einige Anregungen, ja vielleicht Provokationen zu liefern. Ich zweifle zwar kaum daran, dass es uns an Gesprächsstoff mangeln könnte.

1. Das Element «Quantität»

Wenn ich das heutige Tagungsthema genau lese, so ist nur schon in seiner Formulierung eine deutliche Spannung zwischen zwei Elementen herauszuspüren. Mit diesen beiden Elementen meine ich das Verhältnis zwischen Quantität und Qualität.

Wenn im Tagungsprogramm das Wort «Kostenexplosion» sogar fettgedruckt erscheint, dann markieren die Heimleiter selbst, welches Gewicht dieses quantitative Element für sie bekommen hat. Wie schwierig das Verhältnis zwischen Quantität und Qualität zu beurteilen ist, wird ja zum Beispiel an der Tatsache deutlich, dass man zwar von einer Kostenexplosion spricht, also von einer Explosion im Quantitativen, eine «Qualitätsexplosion» ist bis jetzt weder gelobt noch kritisiert worden.

Allerdings dürfen wir uns nicht täuschen lassen!

Wer die helvetische Psyche nur etwas kennt, dem wird nicht entgehen, dass mit der in Franken und Rappen

ausdrückbaren und in Wachstumskurven oder Säulendiagrammen zu veranschaulichenden Kostenexplosion auch die mehr oder weniger unerschwellige Erwartung gleichsam still mitwächst, dass das, was da kostspieliger wird, in gleicher Proportion *auch qualitativ wachse*. Uns allen ist die volkstümliche Alltagsweisheit bekannt: Was nichts kostet, ist auch nichts wert.

Im Tagungsprogramm ist aber mit Blick auf die Kostenexplosion auch die Rede von «gigantischen Zahlenspielen». Wer so formuliert, der signalisiert sein Unbehagen darüber, dass Dienstleistungsbereiche wie das Sozial- und das Gesundheitswesen in der öffentlichen und zumal der politischen Diskussion fast nur noch in Geldmengenbegriffen abgehandelt werden. Jedermann ist zwar für einen sogenannten *Sozialstaat*, in vernünftigen Grenzen, wie es etwa heisst. Der kleinere Schock, der durch die sogenannte Kostenexplosion aber offenbar ausgelöst worden ist, zeigt meines Erachtens an, dass gerade der seit dem Zweiten Weltkrieg erfolgte Ausbau zum heutigen Sozialstaat uns zwingt, im nachhinein über Verschiebungen im Verhältnis zwischen den Elementen Quantität und Qualität nachzudenken.

Meine These lautet:

Die Gesellschaft neigt nach wie vor dazu, nach alten, traditionellen Klischees zum Verhältnis Quantität – Qualität zu reagieren. Diese Klischees haben gerade angesichts der sogenannten Kostenexplosion sensibel zu «reagieren» begonnen. Andererseits: In ihren Erwartungshaltungen gegenüber den Leistungen der Institutionen des Sozialstaates vertritt die Gesellschaft jedoch moderne, progressive Standards.

Ich will dies näher erläutern und beginne mit einem sehr äusserlichen Beispiel, das vielleicht der älteren Generation noch in der Erinnerung haftet.

Sowohl in Konzert-, Theater- und Kinoinseraten als auch an den Kassen der entsprechenden Veranstalter konnte man vor Jahrzehnten mit schöner Regelmässigkeit etwa

folgendes lesen: Schüler, Lehrlinge, *Krankenschwestern* und Militär Ermässigung. Unter diesen vier Profiteuren von Ermässigungen greife ich lediglich die Krankenschwestern heraus. Während Schüler und Lehrlinge sich mit einer Legitimationskarte ausweisen mussten, waren Militär- und Pflegepersonen durch die Uniform bzw. die Tracht bereits ausreichend legitimiert. Die Krankenschwestern, insbesondere die Diakonissen und die Ordensfrauen, galten weit herum im öffentlichen Bewusstsein als Vertreter einer caritativ-diakonischen Gesinnung. Wie genau oder ungenau auch immer die Gesellschaft über die Motive und den Inhalt dieser Gesinnung informiert war, eines war ihr sicher geläufig: Die Krankenschwester in der Tracht symbolisierte ein anderes Verhältnis von Quantität und Qualität als sonst. Sie arbeitete zu einem beinahe *symbolischen Lohn*, und ihr Einsatz und ihre Hingabe erfreuten sich im Prinzip eines *hohen moralischen Prestiges*. Ähnliches liesse sich von andern Funktionen sagen, deren Träger nicht wie die Krankenschwester mit einer Berufstracht in der Öffentlichkeit als solche erkenntlich waren. Ich erwähne aber die Krankenschwester deshalb, weil sie für Generationen unserer Gesellschaft der symbolische Inbegriff eines Dienstes wurde, dem man wichtigen sozialen Nutzen bei geringer allgemeiner Investition zuschrieb.

Daneben gab es andere Tätigkeiten, welche nicht durch eine entsprechende Kleidung symbolisiert waren, für die man aber im Prinzip das gleiche Verhältnis unterstellte. Dazu ein weiterer Beleg.

Vor gut zwanzig Jahren wurde von angehenden Heimerziehern eine Untersuchung durchgeführt, welche Aufschluss über ihr eigenes Sozialprestige geben sollte (1). Die Heimerzieher fühlten sich nämlich gesellschaftlich verkannt und insbesondere zu vergleichbaren pädagogischen und sozialen Berufen geradezu in einer Aschenbrödelposition. Die bei über 200 Personen jeglichen Alters, sozialer Stellung und Herkunft durchgeführte Erhebung ergab ein verblüffendes Resultat: Die sozial-moralische Einschätzung des Heimerziehers im Vergleich zu andern Berufen, wie zum Beispiel Lehrer, Pfarrer, Ärzte und Krankenschwestern, war durchwegs positiv und stand in deutlichem Kontrast zu den eigenen Einschätzungen der Heimleiter und Heimerzieher. Erzieher und Kranken-

schwestern wurden durchwegs hoch eingestuft, es war unschwer zu erkennen, dass auf die Erzieher das gleiche Muster von Quantität zu Qualität angewandt wurde wie bei den Krankenschwestern.

Kostenexplosion oder Nachholbedarf?

Wenn man dies bedenkt, so lässt sich sozialpsychologisch vielleicht eine Teilerklärung für die Auswirkungen des Phänomens «Kostenexplosion» geben. Ich weiss nicht, wer das Wort «Kostenexplosion» erfunden hat. Jedenfalls enthält der Ausdruck einen sozialpsychologisch wenig vorteilhaften Vergleich: Eine Explosion ist ein unerwartet eintretendes Ereignis mit bemerkenswerter Gewalteinwirkung, die Sachen und Menschen sogar tödlich bedrohen kann (2). Derjenige, der auf den Vergleich mit einer Explosion gekommen ist, war wohl beeindruckt sowohl von der Unerwartetheit als auch von der Raschheit und der Mengenwucht des Ereignisses. Wenn ich nun vorher die Krankenschwester als gesellschaftlichen Inbegriff für unentbehrliche Dienstleistungen genannt habe, welche über Jahrzehnte hinweg für ein nach heutigen Begriffen nur noch symbolisch zu nennendes Entgelt erbracht wurden, so wird eines klar: Der Schwellenwert, um von einer Kostenexplosion nur schon im Sektor Salärausgaben zu sprechen, war entsprechend niedrig. Je tiefer die früheren Zahlen, um so rascher stellt sich bei ihrem Anwachsen die Diagnose «Kostenexplosion» ein. Zumindest im Bereiche der Heime aller Art wäre doch zu fragen, wieviel an dieser Kostenexplosion schlicht einfach Nachholbedarf war, weil man *das Quantitative vielleicht allzu lange vernachlässigt* hatte. Ausserdem ist der Vergleich mit einer «Explosion» bei den Altersheimen vermutlich kaum mehr angebracht. Aufgrund des Dreisäulen-Systems finanzieren sich betagte Heimbewohner vermutlich in einem hohen Grade selbst.

2. Das Element «Qualität»

Bis dahin ist immer vom Quantitativen ausgehend argumentiert worden. Ich möchte mich in einer zweiten Gedankengruppe nun mit dem qualitativen Element befassen.

2 Embru Dienstleistungen

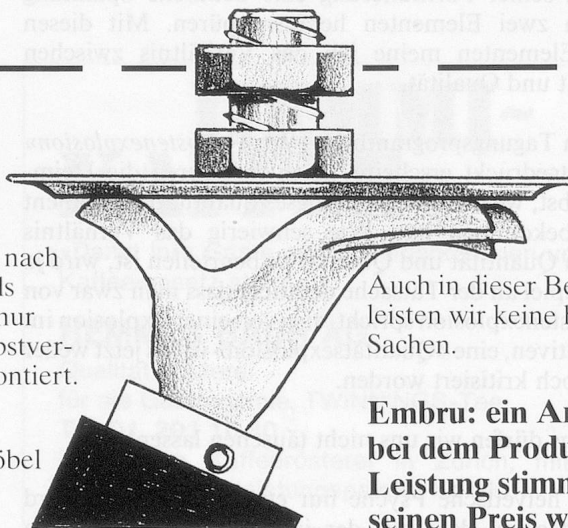
Ersatzteile

Nehmen wir an, Sie bestellen heute unser neuestes Bett-Modell. Im Laufe der Zeit kann sich ein Bestandteil abnutzen und muss ersetzt werden.

Dann erhalten Sie noch nach Jahren denselben Teil als ORIGINAL und nicht nur irgendeinen Ersatz. Selbstverständlich fachgerecht montiert.

embru

Embru-Werke, Pflege- und Krankenmöbel
8630 Rüti ZH, Telefon 055/31 28 44
Telex 875 321



Auch in dieser Beziehung leisten wir keine halben Sachen.

Embru: ein Angebot, bei dem Produkt und Leistung stimmen, das seinen Preis wert ist.

S 2/85

VSA-Seminar für Heimleitungen und weitere Interessierte

Der Personal-Computer im Dienste der Heimführung

Freitag, 12. September 1986, IBM Customer Support Center,
Dreikönigstrasse 24, 8002 Zürich (Situationsplan wird nach
Anmeldung zugesandt)

Programm

- 09.30 Begrüssung: Prof. Dr. Ernst Kilgus, Zürich
- Übersicht über eine IBM PC (Personal-Computer)-Familie (Hardware, Software, Einsatzgebiete)
 - Lösung «Pensionärapplikation» der Firma Instant-Soft AG
 - Stammdaten
 - Adressverwaltung
 - Fakturierung
 - Subventionsabrechnung
 - Statistiken
- 12.00 Mittagessen
- 13.30 - Textverarbeitung mit dem IBM PC
- Finanzbuchhaltung mit dem IBM PC
 - Hauptbuchhaltung
 - Kreditoren/Debitoren
 - Lohnabrechnung
 - Vorstellen von «Assistant-Series» für individuelle Bedürfnisse
- 16.30 Schluss der Tagung

Kurskosten: Fr. 120.- (inkl. Mittagessen)
9 % Ermässigung für Teilnehmer(innen) aus VSA-Heimen
3 % Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft

Anmeldung: bis 29. August 1986 an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich,
Tel. 01 252 47 07 (nur vormittags)

Die Anmeldung wird nicht bestätigt. Kursunterlagen und Rechnung werden eine Woche vor Kursbeginn zugestellt.

Anmeldung (Computer im Dienste der Heimführung)

Name, Vorname _____

Name + Adresse des Heims _____

PLZ/Ort _____

Datum, Unterschrift _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims Persönliche Mitgliedschaft

Meine These lautet:

Ich vermute, dass die schiere Unmöglichkeit, die Qualität einer Arbeit, wie sie in Heimen geleistet wird, objektiv zu erfassen, also in irgend einer Weise wägbare zu machen, die Tendenz, lediglich in Kostenfaktoren zu denken, noch verstärkt. Ich meine nun, dass dieser Mechanismus für die Arbeit in den Heimen in ganz besonderer Weise gilt.

Um näher zu erläutern, was gemeint ist, möchte ich bei einer eigenen Erfahrung ansetzen.

Ich war sowohl als Lehrer/Erzieher wie auch als Nur-Lehrer in Heimen tätig. Als Lehrer/Erzieher habe ich unterrichtet, und zwar zugleich auch in der unterrichtsfreien Zeit als Nur-Erzieher präsent. Als Nur-Lehrer habe ich die Kinder am Morgen von der Erzieherin übernommen, über Mittag und am Abend habe ich sie dem Erzieher bzw. der Erzieherin wieder übergeben. Wenn ich beide Funktionen miteinander verglich, dann war die Bilanz auf der Seite der Unterrichtstätigkeit viel eher positiv, also subjektiv befriedigender als auf der Nur-Erzieher-Seite. Dabei kam ich mit meinen Idealen in Konflikt. Ich sah und sehe Erziehung immer als wichtiger und umfassender an als Unterricht. Im Versuch, mir diese Diskrepanz zwischen idealer Erwartung und praktischem Erlebnis zu erklären, wurde mir das Folgende klar.

Das befriedigende «Produktegefühl»

Einmal: Als Lehrer konnte ich auch bei mühsamen und schwierigen Schülern messbare Erfolge erzielen. Es war zum Beispiel ein in hohem Masse befriedigendes Erlebnis, einem zwar intelligenten, aber menschlich schwierigen Schüler innerhalb einer Stunde oder auch mehr eine bestimmte Rechenoperation beizubringen und sie durch anschliessende Übung zu einer sichern Fertigkeit zu festigen. Es konnte ein Fortschritt innerhalb einer gewissen Zeit erzielt und durch Überprüfung nachgewiesen werden. Vor allem war dieser Erfolg meiner Bemühungen reproduzierbar. Er liess sich auch durch Drittpersonen feststellen. Dieses Erreichen eines noch so kleinen Sachzieles im Unterricht habe ich als «produktive Arbeit» empfunden. Noch viel deutlicher wurde mir das in der Werkstatt: Es gab zwar auch Ausschuss, aber nach einigen Arbeitsstunden waren doch auch «Produkte» vorhanden, auf die man sowohl als Lehrer als auch als Schüler hinweisen konnte: Das haben wir oder das habe ich getan. Das kann man dann vielleicht auch verkaufen. Dieses «Produkt» hat messbaren Wert.

Als Nur-Erzieher, zum Beispiel über das Wochenende, da war man nachher zwar sicher müde, ja vielleicht bedeutend müder denn als Lehrer. Aber bedeutend häufiger musste man sich fragen: Was habe ich eigentlich gearbeitet bzw. geleistet? Natürlich konnte man rückblickend Tätigkeiten in Hülle und Fülle aufzählen. Aber das soeben beschriebene «Produktegefühl» war verschwommen oder wollte sich überhaupt nicht einstellen.

Was ich oben mit «Produktegefühl» vorläufig charakterisiert habe, das ist natürlich ein quantitativer Aspekt. Wenn dieses «Produktegefühl» verschwommen oder überhaupt nicht da war, dann hängt dies wohl mit der Tatsache zusammen, dass meine Beanspruchung als Nur-Erzieher eine überwiegend qualitative war, und das einzig Quantita-

tive daran war vielleicht die Feststellung, dass auf diese Weise vier, sechs oder zehn Stunden vergangen waren.

Dieses überwiegend qualitative oder sogar nur qualitative Element bedarf noch einer genaueren Erläuterung. Für diese Klärung bediene ich mich eines ökonomischen Vergleiches. Ich benutze dazu die Ausdrücke «Produkt» bzw. «Produktion» und «Konsum» und werde sie immer dann zwischen Anführungszeichen setzen, wenn ich ihren Behelfscharakter in Erinnerung rufen möchte.

Erstens: Wer etwas produziert, der kann seine Produktion nach einer gewissen Zeit vorweisen: Seht, das habe ich in der und der Zeit gemacht. Ja noch mehr: Er kann diese Produktivität *messen*. Damit werden Vergleiche mit sich und andern möglich. Und dies nicht allein im quantitativen Sinne, indem man die Produktion pro Zeiteinheit miteinander vergleicht. Bis zu einem gewissen Punkte sind auch qualitative Vergleiche anhand konkreter Kriterien möglich. So kann man die Sorgfalt der Verarbeitung zum Beispiel durchaus überprüfen usw.

Zweitens: So hergestellte Produkte können auch *aufbewahrt* und vielleicht nach einer bestimmten Zeitdauer sogar weitertransportiert werden zuhanden eines Konsumenten, den man vielleicht wegen der Entfernung überhaupt nicht kennt. Man kann daher auch den Konsum eines Produktes quantitativ beurteilen. Der Konsum lässt Rückschlüsse auf seine Gebrauchstüchtigkeit und somit auch auf einen zu erwartenden Bedarf zu.

Alle diese Faktoren lassen sich einem interessierten und allenfalls kritischen Publikum gegenüber, wie zum Beispiel Aktionären, anhand eines Geschäftsberichtes nachweisen. Sie bilden auch wichtige Elemente einer Aufwand- und Ertragsrechnung.

Das nicht wägbare «Zwischen»

In allen Fällen aber, wo in den Heimen etwas zwischen den Menschen geschieht und genau dieses *Zwischen* für den einen, nämlich den Leiter oder den Mitarbeiter, ökonomisch gesehen als «Arbeit» eingestuft werden muss, treffen nun die vorgängig genannten Merkmale nicht mehr zu. Das Gespräch mit einem Altenheimbewohner, sei das nun einfach das Anhören seiner Sorgen, das Beraten, die Verrichtung von kleinen Hilfen aller Art, macht einen bedeutenden Teil des beruflichen Alltags aus. Die Art und Weise, wie das geschieht, das heisst eben die Qualität dieses menschlichen Umgangs, *lässt sich im nachhinein nicht mehr überprüfen und kontrollieren* wie bei einem Sachprodukt. Gleiches gilt für den Umgang des Erziehers mit einem Kind oder einem Jugendlichen. Diese «soziale Arbeit» erzeugt zunächst keine aufbewahrbaren und daher zählbaren oder wägbaren «Produkte». Dennoch wird der Umgang mit Pensionären oder mit Patienten und Klienten als «Arbeit» betrachtet, und man erhält dafür auch einen Lohn.

Damit bin ich beim *Kern der Sache* angelangt, um die es mir geht. Ein wesentlicher Teil dessen, was wir als unsere Arbeit bezeichnen, ist dadurch gekennzeichnet, dass das sogenannte «Produkt» in dem Moment vom «Konsumenten» verbraucht wird, da es von den Heimmitarbeitern als «Produzenten» erzeugt wird. Das gelegentlich allen Ernstes

gebrauchte Wort von den sogenannten «Streicheleinheiten» spiegelt ja gerade unsere und auch der Gesellschaft Verlegenheit, das Qualitative dieser Arbeit sichtbar und damit irgendwie messbar zu machen. Das Eingehen auf einen Jugendlichen oder auf einen Pensionär, die Art und Weise, wie wir ihn gerade in dieser oder jener Situation ernst nehmen, alle diese atmosphärischen Kleinigkeiten machen unsere Arbeit aus. Sie sind «Produkte», von denen der andere gerade in dem Moment zehrt, da wir sie erzeugen.

Wer ein Jahresbudget macht oder die Heimbuchhaltung nachführt, kann eine kontrollierbare Produktion nachweisen. Auch das gehört selbstverständlich zu den Arbeitsbereichen im Heim. Der Umgang von Angesicht zu Angesicht jedoch erfolgt unter der *ganz andern Gesetzlichkeit der praktisch untrennbaren Einheit von «Produktion» und «Konsum»*. Ihre ansteckende Heiterkeit, Ihre Anteilnahme, Ihr ermunternder Zuspruch, ja nur schon Ihre stete Bejahung des andern durch Blick und Gebärde beim Grüßen im Vorübergehen, sind «Dienstleistungen» an der Person, die, kaum «produziert», auch schon «konsumiert» sind (3).

Der Anspruch der Gesellschaft

Über die Qualitäten dieses beruflichen Umganges lassen sich keine Statistiken führen. All dies kommt in einer Aufstellung über Verpflegungstage kaum zur Geltung und erscheint nicht in der Jahresrechnung. Nun geht die Gesellschaft aber offenbar stillschweigend davon aus, dass diese Qualitäten tatsächlich erbracht werden. Das merkt man dann, wenn einmal ruchbar wird, dass dies in unzureichendem Mass der Fall war. Dann sind gar bald einmal die Zeitungen voll davon. Wenn gesellschaftliche Koryphäen aller Art sich zu sorgen beginnen, wenn von ihnen nicht mehr regelmässig in den Medien die Rede ist, so ist es bei den Heimleitern umgekehrt. Von den Massenmedien unbehelligt zu bleiben, ist für sie schon eher ein gewisser Erfolgsausweis!

Was mir in diesem Zusammenhang Sorgen macht, ist dies: Wenn sich der Popanz von der Kostenexplosion in undifferenzierter Weise dem öffentlichen Bewusstsein nachhaltig einzuprägen beginnt, dann könnte seitens der Gesellschaft mit ebenso undifferenziertem Anspruchsverhalten reagiert werden. Das leitende Motto wäre dann eine Art Umkehrung einer bereits erwähnten Redensart: *Was so teuer ist, muss auf jeden Fall höchsten Ansprüchen genügen*. Ich denke hier an eine kollektive Reklamenthaltung, die sich der einzelne zahlungskräftige Gast im Fünf-Sterne-Hotel zum Leitprinzip seines persönlichen Imponiergehabs macht.

Ein konkreter Vorschlag

Nun bin ich allerdings optimistisch genug, um zu meinen, dass man die soeben skizzierten Hintergründe eines latenten und gelegentlich schmerzlich manifesten Missverständnisses zwischen Heimen und Gesellschaft durchaus abschwächen könnte. Allerdings müssen die Impulse dazu von den Heimen selbst ausgehen oder von ihren Vertretern gegenüber der Öffentlichkeit, also von ihren Fachverbänden. Ich möchte dazu einen konkreten Vorschlag machen: Es ist meines Erachtens wichtig, dass sich die Heime in der

Gesellschaft selbst darstellen. Es ist wichtig, dass die Heime der Gesellschaft näher erklären, *was* für Dienste sie ihr tatsächlich leisten, und vor allem, *wie* sie diese Dienste erbringen. Es handelt sich hier nicht um eine Aufgabe, die man sporadisch bei gewissen lohnenden Ereignissen, wie Jubiläen, Einweihung von Neu- und Umbauten usw., wahrnimmt. Es handelt sich meines Erachtens um eine permanente Aktivität, die von Könnern ihres Faches besorgt werden muss. Ich meine hier nicht die PR-Aktivitäten, welche von vielen Heimen nach meiner Beobachtung mit oft erstaunlichem Geschick in ihrer Standortregion betrieben werden. Mir schwebt eine Aktivität vor, welche die Interessen *aller* Heime gegenüber der *ganzen* Gesellschaft zumindest eines sprachlich einheitlichen Landesteiles wahrnimmt. Konkret stelle ich mir zum Beispiel eine *zentrale PR- und Presse/Medienstelle* vor, die von den Fachverbänden gemeinsam getragen werden könnte. Die Aufgabe einer solchen Einrichtung wäre, dafür zu sorgen, dass in den Massenmedien aller Art mit schöner Regelmässigkeit immer wieder von den Heimen die Rede ist. Das kann in den verschiedensten Präsentationsformen geschehen, auf die hier nicht näher einzugehen ist. Es kommt mir darauf an, dass die Heime sich über eine gezielte Oeffentlichkeitsarbeit selbst ins Gerede bringen, dass sie also sich selbst in Erinnerung rufen, und zwar immer und immer wieder. Diese Einrichtung hätte im wahren Sinne des Wortes eine sozialpädagogische Funktion, nämlich die Sozietät dazu zu erziehen, in den Heimen nicht allein einen Kostenverursacher zu sehen.

Abschliessend möchte ich noch einen dritten Gedankengang aufnehmen.

3. Von den «erzieherischen» Nebenwirkungen des Sozialstaates

Im Tagungsprogramm ist von sozialstaatlichen und gesellschaftlichen Aspekten die Rede. Diese lassen sich nur gedanklich-abstrakt säuberlich auseinanderhalten. In der sozialen Wirklichkeit sind sie eng ineinander verschachtelt.

Um es etwas vereinfacht zu sagen: Wir brauchten eine bestimmte gesellschaftliche und staatliche Entwicklung, um überhaupt einen Sozialstaat gestalten zu können. Vor allem aber brauchten wir eines: So weit ich sehe, bedurfte der Aufbau des Sozialstaates einer expandierenden und prosperierenden Wirtschaft. Aber das ist nur das eine, welches den Anfang charakterisiert.

Nun aber das andere: Seit gut 25 Jahren funktioniert dieser Sozialstaat zunehmend besser. Mit andern Worten: In dieser Zeitspanne ist nicht nur eine ganze Generation herangewachsen, welche zunächst einmal nichts anderes als den gut funktionierenden Sozialstaat kennt. Sie rechnet ihn zu den *fraglosen Gegebenheiten* des kollektiven Daseins wie Luft und Wasser (beides zwar etwas verschmutzt). Persönlich würde ich mich zu den letzten Vertretern jener Generation zählen, die anderes erlebt haben und die lange Zeit brauchten, bis sie an die definitive Wirklichkeit dieses Sozialstaates zu glauben wagten, ja, die auch heute noch irgendwo an einem versteckten Punkt ihrer Seele damit rechnen, das könnte alles einmal vorbei sein.

Ein einmal zum Funktionieren gebrachter Sozialstaat erzeugt meines Erachtens auch Rückwirkungen auf die Gesellschaft.

Meine These lautet:

Durch die Veränderungen im Quantitativen sind uns, fast unter der Hand, auch andere qualitative Erwartungen beinahe «anerzogen» worden.

Der Sozialstaat bewirkt mittel- bis langfristig einen Mentalitätswandel. Dieser wird vielleicht lange nicht spürbar. Und wenn er spürbar wird, dann sicher nicht überall gleichzeitig, sondern da und dort stärker, und an vielen Stellen verändert sich zunächst nichts. Ich möchte einige Anzeichen des Mentalitätswandels erwähnen.

Säkularisierung

Es liegt im Interesse des Sozialstaates, dass er Wohlergehen und Sicherheit im Hier und Jetzt und in der noch voraussehbaren Lebenszeit garantieren möchte. Ich meine, dass zwischen dem sich entfaltenden Sozialstaat und der sich beschleunigenden Säkularisierung eine Wechselwirkung besteht. Unter Säkularisierung verstehe ich dabei den Verzicht auf eine Lebensgestaltung nach religiös-transzendenten oder jenseitigen Kriterien. Der grosse Sozialistenführer August Bebel hat dieser Tendenz in einem utopischen Entwurf einer neuen Gesellschaft vor etwas mehr als hundert Jahren plastischen Ausdruck gegeben. Ich zitiere drei symptomatische Sätze daraus:

«Der moralische und physische Zustand der Gesellschaft, die Arbeits-, Wohn-, Nahrungs-, Kleidungsweise, ihr geselliges Leben, alles wird dazu beitragen, Unglücksfälle, Erkrankungen und Siechtum möglichst zu vermeiden. Der natürliche Tod, das Absterben der Lebenskräfte, wird mehr und mehr zur Regel werden. Die Überzeugung, dass der ‚Himmel‘ auf Erden ist und gestorben sein zu Ende sein heisst, wird die Menschen veranlassen, vernünftig zu leben.» (4).

Elemente dieser ganz auf erfüllte und sorgenfreie Diesseitigkeit ausgerichteten säkularisierten Haltung wirken sich in allen zum Sozialstaat drängenden Tendenzen aus.

Parasitentum

Ein zweites Anzeichen: Der Sozialstaat finanziert seinen Aufwand u.a. mit Abgaben, welche alle Bürger obligatorisch zu entrichten haben. Ich zähle mich noch zur Generation jener, die seinerzeit mit einem Ja oder einem Nein an der Urne bezeugen konnten, ob sie die AHV oder die IV für sich wolle oder nicht. Alle nach 1960 Geborenen finden sie und vieles mehr als bereits selbstverständliche Gegebenheiten vor und werden auch bei erreichter Volljährigkeit nicht mehr besonders begrüsst, ob sie von ihren Einkünften die entsprechenden Prozente abziehen lassen möchten oder nicht. Darüber haben ihre Eltern bereits entschieden, das Gesetz gilt. Indem das so funktioniert, hat es eben einen gewissen «Erziehungseffekt»: Der Solidaritätswang erzeugt sozusagen als Kompensation eine andere Anspruchshaltung. Darüber hinaus entwickelt sich viel-

leicht mit der Zeit eine gewisse Findigkeit in der Ausnutzung sozialstaatlicher Chancen. Zwischen der heute mehr und mehr diskutierten sogenannten «Schattenwirtschaft» und durch den vollausgebauten oder überausgebauten Sozialstaat suggeriertem erfinderischem Parasitentum bestehen wahrscheinlich gewisse Wechselwirkungen.

Hohe Erwartungen

Dazu kommt noch ein weiteres: In den letzten dreissig Jahren hat im Sozial- und Gesundheitswesen ein bemerkenswerter Schub zur Verberuflichung hin und teils darüber hinaus in Richtung Professionalisierung stattgefunden. Er bedingt die Unterscheidung von «Laien» und Fachleuten. Der moderne Mensch ist dank der mannigfaltigen Verschachtelungen der Rollen, die er lebenslang ausübt, immer beides zugleich: Fachperson in einem bestimmten, klar umschriebenen Sektor und Laie in den übrigen Bereichen. Fachleuten gegenüber hegt man grosse spezifische Erwartungen. Wegen des anders gelagerten Verhältnisses von Qualität und Quantität hegt die Gesellschaft gerade gegenüber Berufen im psycho-sozialen Bereich Erwartungen, die durch Ambivalenzen geprägt sind. Eine davon sei abschliessend erwähnt: Man kommt gelegentlich vom Verdacht nicht los, dass eine Art schlechtes Gewissen oder sogar Schuldgefühl in der Gesellschaft umschlägt in eine zu hoch gesteckte Erwartung an die sozialen «Experten», welche so kaum mehr erfüllbar ist, aber gerade deswegen ein probates Alibi für unvermittelt aufflackernde Reklamantenhaltung und/oder kritisch-besserwissende Nörgelei abgibt.

Anmerkungen

- 1 Die Untersuchung wurde 1964 als Diplomarbeit an der Schule für Soziale Arbeit durchgeführt. Eine Zusammenfassung erschien 1969 als Sonderdruck aus der Zeitschrift «Sozialarbeit» 1969/5–6 als Nr. 6 der Schriftenreihe der Schule für Soziale Arbeit Zürich: Hanhart, D. (1969): Der Heimerzieher in der Sicht der Öffentlichkeit, vgl. dazu S. 15.
- 2 Laut Duden, Fremdwörterbuch, Mannheim 1982⁴, ist eine Explosion: 1. mit einem heftigen Knall verbundenes Zerplatzen und Zerbersten eines Körpers; 2. heftiger Gefühlsausbruch, besonders Zornausbruch (S. 238).
- 3 Das hier umschriebene besondere Verhältnis von «Produktion» und «Konsumation» wird in der Literatur zur sog. «Dienstleistungsökonomik» als «uno-actu-Prinzip» definiert, vgl. dazu: Herder-Dorneich, Ph/Koetz, W. (1972): Zur Dienstleistungsökonomik. Systemanalyse und Systempolitik der Krankenpflegedienste, Berlin, S. 18–19.
- 4 Bebel, A. (1883). Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Hottingen-Zürich: Schweiz. Volksbuchhandlung, S. 188.

Höflichkeit ist wie ein
Luftkissen; es mag wohl
nichts drin sein, aber sie mildert
die Stösse des Lebens.

Arthur Schopenhauer